Leinwandstickereien

Autor(en): **Lehmann, H.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Rapport annuel / Musée National Suisse**

Band (Jahr): **32 (1923)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-394514

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Leinwandstickereien.

Von H. Lehmann.

Im Berichtsjahre gelangten in Zürich durch die Antiquare H. Messikommer und Hugo Helbing in München zwei Textilsammlungen zur Versteigerung, die beide jahrelanger, mit grosser Sachkenntnis verbundener Fleiss zusammengebracht hatte und die darum für den Altertumsbesitz an Textilien in unserem Lande von grosser Bedeutung waren. Gewiss ist es immer zu bedauern, wenn solche mit unendlicher Mühe beinahe als Lebenswerk zusammengebrachte Spezialkollektionen wieder in alle Welt zerflattern. Doch darf man dabei nicht vergessen, dass dadurch ein der Allgemeinheit entzogener, von den Interessen einzelner Liebhaber gefesselter Besitz wieder frei wird, der, wenigstens wenn er an öffentliche Sammlungen gelangt, fortan allen Interessenten zugänglich ist. Leider besteht dabei die Gefahr, dass wichtige und für das Kunstgut eines Landes wertvolle Stücke unersetzbar verloren gehen. Dafür bieten die reich illustrierten Auktionskataloge, so willkommen sie auch sind, doch nur einen teilweisen Ersatz.

Die grössere und auf breiterer Grundlage aufgebaute Sammlung verdankt ihr Zustandekommen einem St. Galler Grossindustriellen der Stickerei, Leopold Iklé. Praktische Nebenabsichten mochten anfänglich bei ihrer Anlage mitgewirkt haben. Mehr und mehr aber wurden sie von den wissenschaftlich-technischen Interessen zurückgedrängt, die schliesslich für die ganze Tätigkeit Iklés als Richtschnur verblieben und den Sammler, zum Teil in Gemeinschaft mit dem bekannten St. Galler Kunsthistoriker und Stiftsbibliothekar, Dr. Adolf Fäh, zum Verfasser verschiedener grundlegender Fachwerke werden liessen.

Die im September in Zürich zur Auktion gebrachten Textilien bildeten nur einen Teil der Sammlung. Ihrer Art nach waren es Spitzen, spitzenähnliche Gebilde, Stickereien auf Leinen, Seide und Samt, liturgische Gewänder von seltener Pracht und Kostbarkeit, buntgestickte Bildteppiche und Antependien und kunst-

voll gewirkte Gobelins. Da Iklé nicht nur schweizerische Erzeugnisse, sondern solche aller Länder sammelte, soweit sie ihn interessierten, kam den Hauptstücken eine internationale Bedeutung zu, und es hatte sich demzufolge auch eine dieser entsprechende Zahl von ausländischen Händlern eingefunden, mit deren Preissteigerungen ein Wettlauf für das Landesmuseum ausgeschlossen war. Dies muss um so mehr bedauert werden, als die Erbschaft Iklé in sehr verdankenswerter Weise ihm zum Ankaufe eines prächtigen, in bunter Wolle gestickten Antependiums schweizerischer Herkunft aus dem 16. Jahrhundert eine Summe zur Verfügung gestellt hatte, die unter anderen Umständen zu seiner Erwerbung genügt haben würde. Infolgedessen blieben die Ankäufe auf einige kleinere ostschweizerische Stickereien beschränkt.

Wichtiger für unsere schweizerische Textilkunst war die zweite Auktion, obschon sich die zum Verkaufe gelangende Sammlung weder an Reichhaltigkeit noch an Kostbarkeit der Hauptstücke mit der ersten messen konnte. Ihr Gepräge war denn auch zur Anlockung vieler Liebhaber und damit zur Sicherung eines finanziellen Erfolges für die Besitzer ein zu gleichartiges. Denn im wesentlichen bestand sie aus weissen Leinwandstickerein, die das Auge wenig reizen und besonders nicht das auf die grellsten Farben eingestellte des modernen Menschen. Diese besondere Art von Textilien aber war in einer Reichhaltigkeit und Qualität vertreten, mit denen sich keine andere Sammlung in unserem Lande messen konnte, und wie sie auch nicht mehr zustande kommen wird. Denn sie verdankt ihr Zusammenkommen der Sammeltätigkeit zweier Generationen einer Luzerner Familie, dem kunstsinnigen Ehepaar Oberstleutnant Jakob Meyer (1805—1877) mit seiner Gattin Nannette Bielmann und ihrem einzigen Sohne Jost Meyer-am Rhyn (1834—1898). Letzterer war zweifellos der bedeutendste Kunst- und Altertumssammler während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in unserem Lande und mit seinen Schätzen an Erzeugnissen des schweizerischen Kunstgewerbes konnte sich kein zweiter Privatbesitz messen. Nach seinem Tode kam im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre eine stattliche Zahl der seltensten und künstlerisch hervorragendsten Altertümer durch freihändigen Ankauf von der Erbschaft an das Landesmuseum. Die Auktion

bot nun Gelegenheit, auch auf diesem Gebiete die vorhandenen Bestände zu ergänzen, namentlich durch einzigartige, frühe Stücke, und es ist ihm dies in der Hauptsache gelungen.

* * *

Die Textilarbeiten gehörten zu den häuslichen Betätigungen seit ältester Zeit. Nach Stephany („Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung," Bd. I, S. 318) verwandten schon die Franken das minderwertige Hausmacherleinen (domi textilis), eine gewöhnliche grobe Leinwand, für Bank- und Stuhldecken. Ihre Herstellung besorgten Frauen und Töchter, wohl auch die unfreien Mägde, in den „genicien", den Frauengemächern resp. Frauenhäusern. Hochgestellte Damen, die als Spinnerinnen eines besonderen Ansehens genossen, kennt die Sage mehr als eine. Neben Leinen wurde auch Wolle verarbeitet. Als kostbarste Stoffe aber galten die aus Baumwolle und Seide.

Auch die Stickerei war schon sehr frühe bekannt. Zu deren Herstellung benutzte man Leinen- oder Wollstoffe als Unterlage, die man im Stücke färbte oder in der Naturfarbe beliess und mit bunten Fäden benähte. Ob es zur Zeit der Merowinger schon eigentliche Weissstickereien gegeben hat, lässt sich nicht ermitteln, und ebensowenig erfahren wir etwas über Stickmuster. Zu den frühesten Nachrichten dürfte wohl die gehören, wonach um das Jahr 735 Bonifazius ein Pallium verschenkte, das mit Kettenstich in weiss verziert war (Heyne, „Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer", Band III, S. 248). Frühe schon mehrte man den Schmuck auch durch Posamenterien.

Das Verbum „sticken" ist erst in der mittelhochdeutschen Sprache nachweisbar, doch gab es früher andere Ausdrücke zur Bezeichnung von Nadelarbeiten, wie das Verbum „nähen" *(naejen, neyen)*. Frühmittellateinisch erscheint *brustus*, *brudatus*, *brodatus*, das Mutterwort des französischen *brodé*, das, wie Heyne glaubt (a. a. O. S. 248), zweifellos deutschen Ursprungs ist. Am frühesten wird uns von gestickten Wandbehängen aller Art berichtet und ebenso von bestickten Kleidern. Auch das Sticken war, wie die Textilarbeiten überhaupt, nur Frauenarbeit. Nach der Errichtung von Frauenklöstern kann es nicht befremden, wenn auch in diesen

mit solchen Arbeiten die freie Zeit ausgefüllt wurde. Aber immer noch galt die Stickarbeit als *wisez werc* für schlanke Frauenhände überhaupt. Erst später setzten sich männliche Ordensleute an den Stickrahmen und seit dem 11. Jahrhundert sind deren mehrere in hoher Stellung bekannt, unter ihnen sogar ein Erzbischof. Mit den städtischen Gewerben des Mittelalters erscheinen gewerbsmässige *sidennaejer*, *sidennaeter*, *sidensticker* neben *sidenstickerinnen*. Man sieht schon aus diesen Berufsbezeichnungen, welcher Wert auf Seidenstickereien gelegt wurde, während die Weissleinenstickerei Frauenarbeit in Bürgerhaus und Kloster geblieben sein dürfte. Die Vorlagen für die kunstreichen figürlichen Arbeiten wurden wohl von den Malern resp. Zeichnern entworfen, welche die mittelhochdeutsche Sprache *bildaere* nannte.

Dass das Sticken als eine Beschäftigung für Frauen höherer Gesellschaftskreise galt, erkennen wir aus dem Vorwurfe, der in Seyfried Helbling (4,207) einem herrschaftlichen Amtmann gemacht wird, weil er seinen Sohn an den Hof gehen lasse und seiner Tochter erlaube, nach Vorzeichnung eines Malers zu sticken, während sie besser täte, für ihre Mutter zu spinnen: *Sin tohter naet schône ab eime bildaer.*

Was man aber von einer jungen, höfisch erzogenen Dame für Kenntnisse in Handarbeiten verlangte, erfahren wir aus dem Volksepos „Wolfdietrich“[1]): In Konstantinopel hört der zwölfjährige Königssohn Hugdietrich von der schönen Prinzessin Hildeburg in Salnecke, welche von ihrem Vater in einen Turm eingeschlossen wurde, da er sie keinem Freier gönnt. Darum will sie Hugdietrich mit List erwerben. Zu diesem Zwecke lernt er *kleine* (fein) *spinnen* (30) und dazu *wehe neyen mit siden und mit faden* (30), d. h. kunstreich sticken mit Seiden- und Leinenfaden. Auch muss ihn die beste Meisterin in Konstantinopel in der Herstellung kostbarer Hauben unterrichten (31), und zudem

... lere wirken, daz gedihte an der ram,
und daruf entwerfen beide wild und zam,
hirze unde hinde, also ez lebendige muge sin (32),

[1]) Der Grosse Wolfdietrich. Herausgegeben von Adolf Holzmann. Heidelberg 1865.

Abb. 1. Tischtuch aus dem 13. Jahrhundert.
Linke Hälfte.

Abb. 2. Tischtuch aus dem 13. Jahrhundert.
Rechte Hälfte.

d. h. lehren Stickereien auf dem Rahmen anfertigen und darauf wilde und zahme Tiere entwerfen, Hirsche und Hinden, als ob sie lebten. Wirklich lernt Hugdietrich bis zum nächsten Jahre alles ausführen, was ihm seine Lehrmeisterin entwirft, und so *wehe neyen*, d. h. kunstvoll sticken, dass er *ward ein hoptmeister zu den henden sin* (34), d. h. ein vorzüglicher Meister in dieser Handarbeit. Darauf verschafft er sich Frauenkleider und reist, als junge Dame Hildegund verkleidet, mit stattlichem Gefolge nach Salnecke, wo er sich als Schwester des Hugdietrich ausgibt, die sich vor ihrem Bruder geflüchtet habe, da dieser sie zwingen wolle, einen Heiden zu heiraten. Dort findet sie am königlichen Hofe auf ihre Bitte Aufnahme, obgleich die Königin ihren Gemahl warnt, diese junge Dame sei eher ein verkleideter Jüngling. Doch versteht sie so *kleine spinnen*, d. h. so fein zu spinnen, wie es im ganzen Lande keine andere Jungfrau vermag

(63) *... und darzu wehe neyen maniger hande fögelin*
von balmat und von siden, also es lebende möhte sin,

d. h. mancher Art Vögelein von kostbarem Balmat[2]) und von Seiden kunstvoll zu sticken, als ob sie lebten. Durch diese Handarbeiten beseitigt sie den Argwohn der Königin, die sie bittet, darin zwei ihrer Dienerinnen zu unterrichten, wofür sie reichen Lohn empfangen solle. So lehrt sie denn

(66) *... zwo megde wol ein ganzes jar*
also wehe neyen,

und zwar

(66) *zwehelin dischlachen wisz und breit,*
also man zu hochziten für riche fursten leit.
(67) *Zitewe und zisel, troschel und nahtegal*
daz stund an den enden geneyet hin zu tal,
mitten dinne der grife und der adelar
vornen zu angesihte, do man sin allerbast nam war.
(68) *In dem andern orte der falcke also er flüge*
und daz gefügel schöne nach im züge.
An dem dem dritten orte stund der lintwurm,
vor im sasz der lewe also sie fahten einen sturm.
(69) *Der hase und der fuhs und daz wilde rech*
an dem fierden orte, der lebarte gefech,
daz eberschwin zu walde, nach im der hunde rot. . . .

[2]) balmat = Palmat ist eine weiche Seidenart; hier sind es Seidenfaden.

(70) *Hirz und hinden stund alles daran*
geneiget mit golde also ez daz leben möhte han.
Manig selzen wunder was geneyet daran.[3])

Wir sehen daraus, dass das leinene Tischzeug von Dienerinnen gestickt wurde, selbst wenn man dazu Goldfaden verwendete, wobei man sich aber hüten muss, derartige Schilderungen in Dichtungen hinzunehmen, als ob sie der Wirklichkeit in allen Einzelheiten entsprochen hätten. Immerhin wird uns nicht nur geschildert, was für Bildwerk man wählte, sondern auch, wie man es für die Stickereien bewertete und demgemäss darauf verteilte. Kleine Vögel wie Sittich, Zeisig, Drossel und Nachtigall mussten die Enden zieren; Greife und Adler wurden dagegen in die Mitte gerückt, wo man sie am besten sehen konnte; etwas abseits davon flog ein Falke, gefolgt von Vögeln. Auch Tierkämpfe fehlen nicht, so zwischen Lindwurm und Löwe, den mächtigsten Tieren. Dann folgt das Wild: Hase, Fuchs und Reh, sogar der buntgescheckte Leopard, das von der Meute gehetzte Wildschwein, Hirsch und die Hindin, alle mit Goldfaden genähet (gestickt), wie wenn sie lebten.

Der König und seine Hofleute waren voll Bewunderung, als man die Decke mit ihren seltsamen Wundern über den Tisch breitete. Dass man so kunstvolle und kostbare Zwehelen und Tischtücher nur fürstlichen Personen bei festlichen Anlässen vorlegte, zeugt immerhin für ihre Seltenheit.

Darauf liess der König von dem als Hildegunde verkleideten Hugdietrich eine ebenso kunstvolle Haube aus gesponnenem Golde für sich selbst wirken.[4]) Als auch diese Arbeit zur vollen Befriedigung ausgeführt wurde, durfte sie von ihm als Lohn erbitten, was ihr Herze begehrte, Länder und Burgen. Doch schlug sie diese Gaben aus und verlangte nur Zutritt zu dem Turme, in welchem die Königstochter eingeschlossen war. Und wirklich vermochte schliesslich ihre Kunst ihr die Türe zur Kemenate der Geliebten zu öffnen.

---

[3]) Eine Variante dieser Schilderung bietet die Wienerhandschrift, herausgegeben von Lindhausen, Tübingen 1906, S. 65 (60 ff.).

[4]) Die kunstvollste aller Hauben, wie sie in Wirklichkeit wohl nie vorkamen, fertigte eine dem Kloster entlaufene Nonne für den Meierssohn Helmbrecht an (Ausgabe von Panzer, S. 14 ff.), eine einfachere, mit Vögeln bestickte, erwähnt Neidhart von Reuenthal in einem seiner Lieder (Ausgabe von Keinz, S. 116, 41).

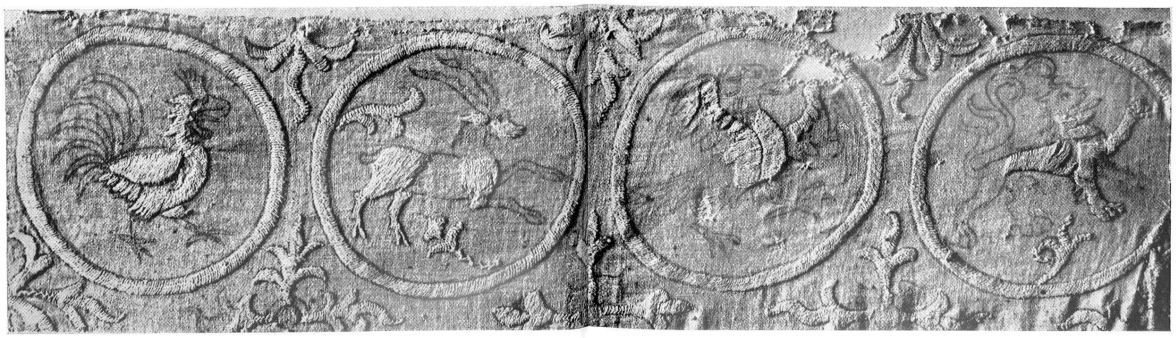


Abb. 3, 4. Leinwandstickerei aus dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts.

Wenn wir auf die Beschreibung dieser Stickereien näher eintraten, so geschah es nicht nur, weil sie für die Erkenntnis der künstlerischen Handarbeiten sehr wertvoll sind, sondern auch, weil K. Weinhold in seinem so vortrefflichen Werke: „Die deutschen Frauen im Mittelalter" (I, 170) sie sehr unvollständig wiedergibt und A. Schultz in „Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger" (Bd. I, S. 153) zwar in den Anmerkungen zu seiner knappen Mitteilung über die Stickkunst Auszüge aus dem Gedichte abdruckt, doch nicht so, dass man ein richtiges Bild von den beschriebenen Werken gewänne. Dabei dürfen wir nicht übersehen, dass der sogenannte Grosse Wolfdietrich in seiner ältesten, nicht mehr vorhandenen Abfassung zwar in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts fällt, die erhaltenen Abschriften aber erst aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts stammen.

Mag auch für die Schilderung der einzelnen Arbeit die Fabulierkunst des Dichters die Wirklichkeit bereichern, so beweisen uns doch die unserer Arbeit beigegebenen Bilder, dass darin tatsächlich eine ähnliche Tierwelt dargestellt wird, die, wenn man auch noch die in den Bestiarien und Physiologien geschilderte mit heranzog, fast unerschöpflich war. Dabei spielte das Material, aus oder auf dem diese Fabelwelt dargestellt werden sollte, keine Rolle, wie denn noch im 16. Jahrhundert die Vorlagewerke den Steinmetzen, Holzbildhauern, Seidenstickern und verwandten Handwerkern gemeinsam zu dienen hatten. Auch mit Bezug auf die Auswahl der Motive zur Dekoration weltlicher und kirchlicher Gegenstände war man nicht ängstlich, doch bewahrte ein natürliches Taktgefühl die beim Gottesdienste gebrauchten Gegenstände im allgemeinen vor unziemlichem Bildwerk, umsomehr als man für sie mit Vorliebe Darstellungen religiösen oder symbolischen Inhaltes wählte.

Beim Kleiderschmuck wurde erhöhte Pracht in der Kostbarkeit der Stoffe gesucht. Aber man liess es dabei nicht bewenden, sondern durchwirkte sie mit Goldfaden oder fasste sie mit Borten ein, in welche edles Gestein und Perlen eingewirkt waren; sogar mit allerhand Applikationen wurden sie belegt, selbst mit solchen aus Metall, wozu man auch neue, glänzende Pfennige nicht verschmähte.

Der Seidenstickerei verlieh die Kunst der Nadelmalerei besondere Qualität, wie der Leinenstickerei die Mannigfaltigkeit der zur Verwendung kommenden Stickmuster, oft unter Benutzung von Seiden-, Silber- und Goldfäden. Wie mannigfaltig die Verwendung gestickter Leinwand zu kirchlichem und profanem Gebrauche in unserem Lande war, beweist das noch erhalten gebliebene Inventar. Schon im 13. Jahrhundert bestand neben der überall verbreiteten Hausindustrie in Konstanz ein blühendes Leinwandgewerbe mit ausgedehntem Export, das im 14. Jahrhundert seine einzigartige bildliche Darstellung in den Wandmalereien der Wohnräume eines Hauses fand.[5]) Aber schon um diese Zeit trat St. Gallen als gefährlicher Konkurrent auf, der es verstand, unter Ausnützung der für Konstanz verhängnisvoll gewordenen politischen Verhältnisse nach und nach das ganze Gewerbe an sich zu ziehen und bis auf unsere Tage in stetiger Weiterentwicklung zu behaupten.[6])

Kann es da befremden, wenn die grösste und künstlerisch bedeutendste Stickerei, die aus dem Mittelalter bei uns erhalten blieb, zufolge der bestimmten Versicherung ihres früheren Besitzers aus der Ostschweiz stammt? Es ist das grosse Tischtuch, welches als Hauptstück der Meyer-am Rhyn'schen Sammlung vom Landesmuseum erworben wurde, nachdem es schon auf den Landesausstellungen von Zürich im Jahre 1883[7]) und von Genf (1896)[8]) zufolge seines hohen Alters, seiner Grösse und der Originalität seiner Ornamentik Aufsehen erregt hatte (Abb. 1, 2). Bestimmt für festliche Anlässe einer grösseren geistlichen oder weltlichen Hofhaltung, haben die beiden Stücke, in die es zerschnitten wurde, und trotzdem das eine Ende fehlt, immer noch eine Länge von 670 cm und eine Breite von 104 cm. Dr. R. Durrer in Stans, der Verfasser der Vorrede zum Auktionskataloge, glaubt, dass der poetische Sinnspruch, welcher die ornamentalen Stickereien umrahmt, zufolge seiner Mischung von ritterlicher Mentalität und geistlicher Tendenz auf das Milieu eines Kirchenfürsten hinweise,

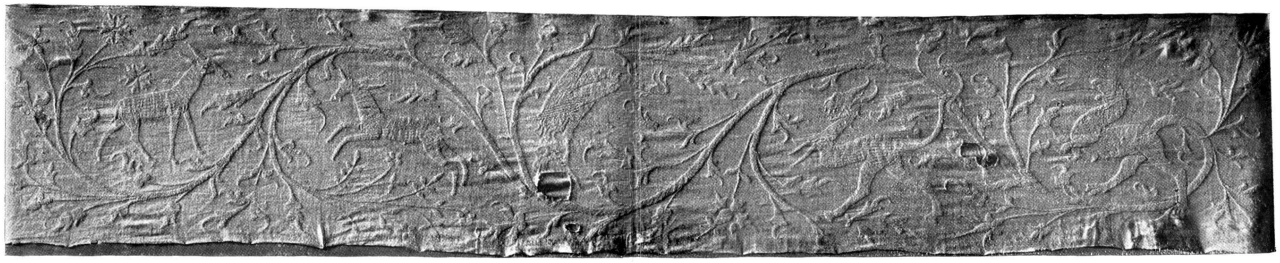
---

[5]) Mitteilungen d. Antiquar. Gesellsch. Zürich, Bd. XV, Heft XXX, 1866.

[6]) J. Häne, Leinwandindustrie und Leinwandhandel im alten St. Gallen. Zürich, 1899.

[7]) Katalog, S. 239, Nr. 2.

[8]) Katalog, S. 344, Nr. 3706.



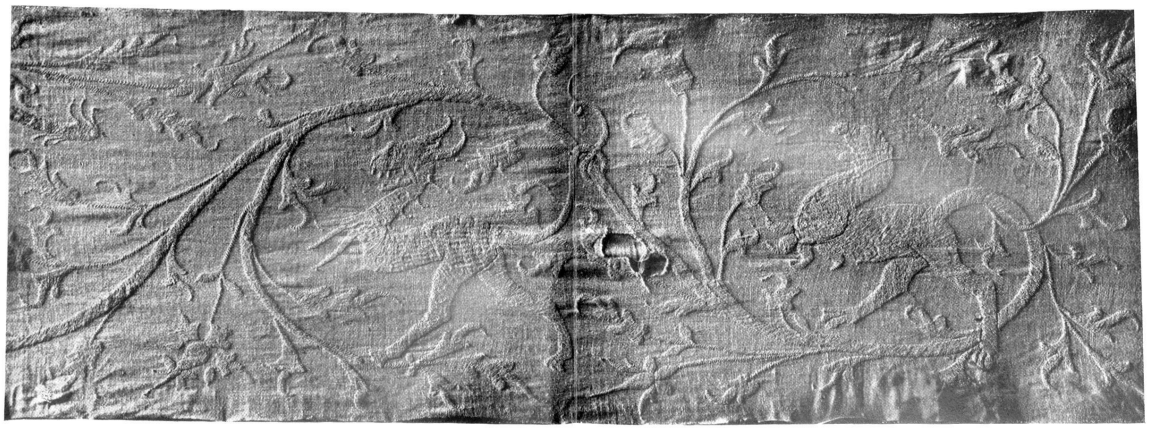


Abb. 5, 6. Leinwandstickerei aus dem 15. Jahrhundert.

wobei man zuerst an den Hof der kriegerischen Äbte von St. Gallen denken dürfe, wo die deutsche Dichtkunst im 13. Jahrhundert, der Entstehungszeit dieser Arbeit, von den obersten Hofbeamten, den übrigen Ministerialen und den hochadeligen Nachbarn gleiche Pflege gefunden habe, und wo die deutsche Sprache zuerst in offiziellen Chroniken verwendet worden sei. Dem mag so sein. Nach dem Obengesagten wurde die ungebleichte Leinwand von Frauenhand bestickt und zwar mit bordierten, d. h. mit bunter Seide eingefassten Leinenfaden. Leider zeigen sich von letzteren nur noch Spuren, so dass der heutige Zustand von der Buntheit der ursprünglichen Stickerei keine Vorstellung mehr zu geben vermag. Die Zeichnung weist zwei gleichlaufende Reihen ovaler, ineinander verschlungener Medaillons auf, welche von ornamentalem Schlingwerk oder einem Schachbrettmuster in verschiedenen Stichmanieren ausgefüllt werden, während man die Lücken zwischen denselben in der Mitte mit stilisierten vierfüssigen Tieren, abwechselnd mit verschlungenen Bandkreuzen füllte, die nach den Rändern dagegen mit Ziermotiven und stilisierten Vögeln.

Der Charakter dieser Ornamente, den man als romanisch bezeichnen mag, weist zweifellos auf orientalische Vorbilder, deren Kenntnis der Handel und die Kreuzzüge vermittelten und deren Einfluss die Sprache bis ins 16. Jahrhundert in dem Worte „Heidnischwerk" für derartige textile Gebilde festhielt. Die Lettern des Randspruches, welche für die Datierung der Stickerei mitbestimmend sind, tragen den Charakter der gotischen Kapitalminuskeln aus der Zeit von ca. 1210—1230.

Da das Tafeltuch auf der einen Seite abgeschnitten wurde, fehlt ein Teil der Inschrift. Die erhalten gebliebene lautet: „+ WER + NACH + EREN + RĪGET + UND + IM + DA RAD (es gedie, d) ER + (s)OL + GOT + UOR + OGEN + HAN + SO + CAN + DIR + NIMER + MISSE + LĪGEN + WER + DISE + CURCEN + CIT + UM(g)IE +". Das heisst frei übersetzt: „Wer nach Ehren ringet und darin Erfolg hatte, der soll Gott vor Augen haben. Dann kann es dir auf diesem kurzen Lebensgange nicht misslingen."

Flechtwerk aus Leinenschnüren, deren Enden als Quasten dienen, schmücken das erhalten gebliebene Ende. Eine Vorzeich-

nung der Ornamente ist nicht mehr zu erkennen. Die Unsicherheit in der Führung der Linien lässt auch vermuten, es habe eine solche nie bestanden oder dann jedenfalls nicht eine von Künstlerhand ausgeführte, sondern es sei diese Stickerei eher einer orientalischen Vorlage nachgebildet worden. Woher und wohin dieses Vorbild kam, dem hier deutsche Frauenhand mit halbem Verständnis der Formensprache einer fremden Welt nachzubilden versuchte, vermag niemand mehr zu sagen. Auch lässt sich nicht mehr ermitteln, ob sie am Hofe des Abtes, in einem Kloster oder auf einer Burg entstand. Wohl aber darf als sicher angenommen werden, dass seit dem 15. Jahrhundert auch das reiche städtische Patrizierhaus auf derartigen Tafelschmuck für festliche Anlässe nicht mehr verzichtete. Besonders aber in den Berggegenden, wo die Wintermonate Reich und Arm in fast klösterliche Einsamkeit bannen und die Frauen infolgedessen während langen Zeiten die langsam dahinschleichenden Stunden gerne mit Handarbeiten kürzen, entstand ein wahrer Reichtum solcher Nadelarbeiten aller Art, der weit über die Bedürfnisse von Kirche und Haus ging und darum unbenutzt die Truhen füllte. So kam es denn auch, dass man sie zu Zwecken verwendete, die uns heute fremd geworden sind und deren Erkenntnis uns darum schwer wird. Denn da gab es Wand-, Bank-, Truhen-, Stuhl- und Tischlaken aller Art; Handtücher, die an oder neben den Anrichten (Buffets) hingen, und andere, die beim Waschen der Hände vor und nach Tisch herumgereicht wurden. Sodann Bettvorhänge und „Ziechen“ für Kissen und Decken, gestickte Herren-, Frauen- und Kinderwäsche. Daneben aber stellte sich auch die Kirche mit ihrem Bedarfe ein, dessen Befriedigung Frauenhand zu besorgen hatte. Und die Geistlichkeit lobte solche Arbeit als besonders verdienstvoll, wenn an den Erzeugnissen Kostbarkeit des Materials und Kunstfertigkeit seiner Verarbeitung miteinander wetteiferten. So entstanden Altardecken verschiedener Art, Antependien, Kommunion- und Kelchtücher und was sonst noch zur Verschönerung der Kultusgegenstände und Geräte und bei deren Gebrauche diente. Doch ist es nicht möglich, unter dem erhalten gebliebenen Inventar immer sicher auszuscheiden, welches einst zu kirchlichen und welches zu profanen Zwecken Verwendung fand, schon aus dem Grunde,

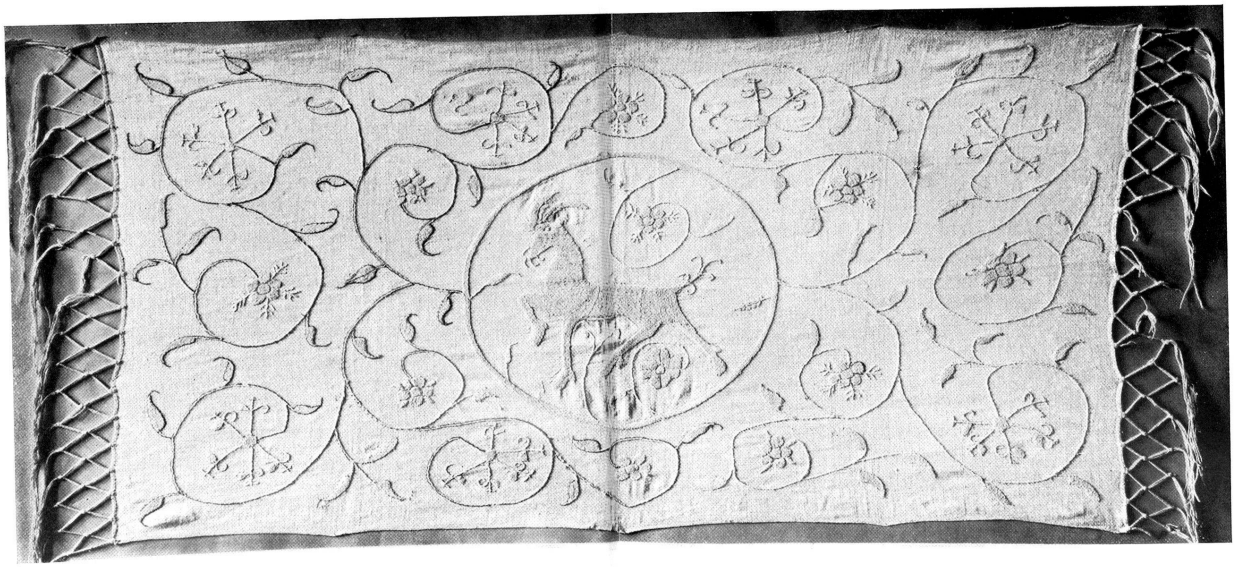


Abb. 7. Leinwandstickerei aus dem Ende des 15. oder vom Anfange des 16. Jahrhunderts.

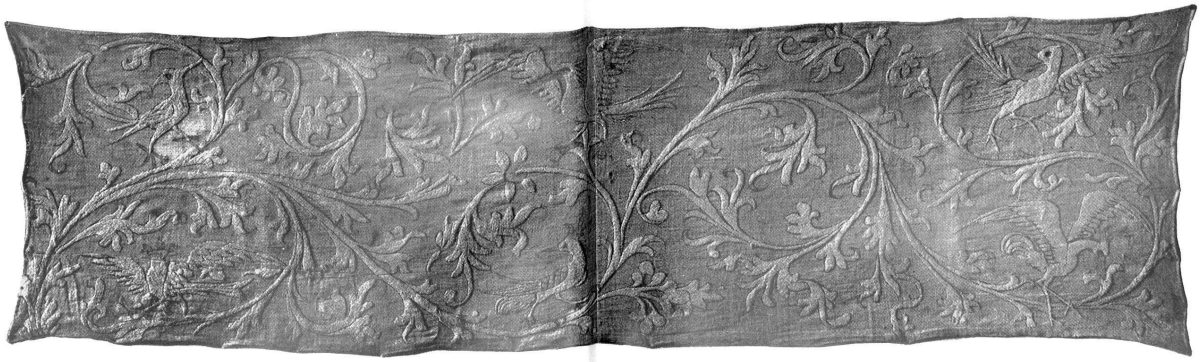


Abb. 10. Leinwandstickerei aus dem Ende des 15. oder vom Anfange des 16. Jahrhunderts.

weil es Arbeiten gab, die zum einen und anderen geeignet waren.

Dazu gehört eine zweite, ebenfalls aus der Ostschweiz stammende, etwas zusammengestückte Weissstickerei vom Ende des 14. oder dem Anfange des 15. Jahrhunderts (Abb. 3, 4), die zurzeit noch eine Länge von 208, eine Breite von 156 cm aufweist.[9]) Sie zeigt zwei übereinander angeordnete Streifen kreisrunder Medaillons mit je vier gegeneinander gestellten Tierbildern, wobei die Lücken von Blattwerk ausgefüllt werden. In der oberen Reihe sind es (von links nach rechts) Hahn, Steinbock, Adler, Löwe, Greif, Widder, Hase und Hund; in der untern: Gans, Fuchs, Kranich, Panther, Hirsch, Pferd, Esel und Einhorn. Die auf ungebleichter Leinwand mit weissem Leinenfaden ausgeführte und ehemals mit Seide konturierte Hochstickerei scheint nie fertig geworden zu sein. Denn wir sehen stellenweise noch deutlich die vom „bildaere" ausgeführte Vorzeichnung. Diese würde ebensogut auch für eine Wand- oder Deckenmalerei oder für einen gewirkten Vorhang verwendbar gewesen sein. Im einzelnen aber fanden solche stilisierte Tiere, sei es mit oder ohne Fassung in Medaillons, schon seit dem 14. Jahrhundert häufige Verwendung in plastischer Ausführung für Ofenkacheln, Kuchen- und Pastenmodel, in eingeritzter Konturierung für Boden- und Wandfliesen, gemalt oder in anderer passender Darstellrung zur Dekoration von Mobiliar, besonders auch von Schmuckkästchen und verwandtem Hausrat.

Künstlerisch höher steht eine friesartige Flachstickerei in weissem Leinenfaden auf ungebleichter Leinwand. Sie gehört dem 15. Jahrhundert an, ist schweizerischer Herkunft und weist bei einer Länge von 290 cm eine Breite von 54 cm auf. Eingeschlungen in ungewöhnlich feines Rankenwerk, stolzieren, symmetrisch verteilt, links zwei Zweihufer, rechts zwei pantherartige Fabeltiere, während in der Mitte ein kranichartiger Vogel seinen langen Hals reckt (Abb. 5, 6).[10]) Wozu diese Stickerei diente, lässt sich nicht mehr bestimmen, denn sie kann ebensogut als Bankrücklachen wie als Tischläufer gedient haben. In anderer Technik ausgeführt,

---

[9]) Auktionskatalog Nr. 117, Taf. 12. Katalog der Landesausstellung Zürich 1883, S. 240, Nr. 4, der von Genf 1896, S. 345, Nr. 3708.

[10]) Katalog Nr. III, Taf. 32.

würde sie überall als Fries verwendbar gewesen sein, wo man solche anbrachte.

Von gleicher Art, wie die dritte, ist eine vierte, wieder aus der Ostschweiz stammende, in weissem Leinenfaden auf ungebleichter Leinwand angefertigte Stickerei, die ursprünglich mit roter Seide konturiert war. Sie dürfte gegen das Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden sein und hat eine Länge von 87 cm, eine Breite von 53 cm (Abb. 7).[11]) In etwas reicherem und strenger stilisiertem Rankenwerke als auf dem voranstehenden Stücke stelzen oder flattern sechs Vögel herum: Kiebitz, Wiedehopf, Pelikan, Kranich, Kuckuck und Reiher. Auch die Verwendung dieses Stückes mag der des voranstehenden ähnlich gewesen sein.

Eine prachtvolle Arbeit, an der sich der ganze Reichtum von Mustern der Weissstickerei zu erschöpfen scheint, ist ein fünftes Stück, ursprünglich in mit roter Seide konturiertem Leinenfaden auf ungebleichtem, grob gewobenem Grunde ausgeführt (Abb. 8, 9). Es stammt aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und weist bei einer Länge von 193 cm eine Breite von 55 cm auf.[12]) In zwei breitovalen, gegen die Seiten gerückten Medaillons hält ein nackter wilder Mann mit flatternder Stirnbinde und Lendentuch seinen Spiess kampfbereit einem mit erhobenen Pranken auf ihn zuschreitenden Löwen entgegen. Schweres, spätgotisches Rankenwerk stellt die Verbindung zwischen den Kämpfern her. Auf der linken Schmalseite sind die Leinenschnüre zu schmalem Flechtwerk mit langen Fransen geknüpft. Die kräftige Stickerei dürfte eher auf die Verwendung dieses Stückes als Behang, denn als Speisetisch-Decke hinweisen. Dagegen kann ein sechstes Stück mit Befransung an beiden Schmalseiten als solche gedient haben. Es ist eine Stickerei mit weissem Leinenfaden auf ungebleichter Leinwand von 117 cm Länge und 56 cm Breite (Abb. 10).[13]) Das magere Rankenwerk umrahmt mit Verwendung von lilienhaspelartigen Gebilden einen Kreis, in dem eine Gemse oder ein Steinbock schreitet, dessen kurzes Schwänzchen als Ornament behandelt

---

[11]) Katalog Nr. 126, Taf. 12. Katalog der Landesausstellung in Genf 1896, S. 345, Nr. 3709.

[12]) Katalog Nr. 116, Taf. 12.

[13]) Katalog Nr. 123, Taf. 15.

Abb. 8, 9. Leinwandstickerei aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

ist. Decken mit einer ähnlichen Ornamentik, alle aus der Zentralschweiz stammend, waren in mehreren Stücken vertreten, so dass es scheint, es habe sich diese magere Bildnerei dort einer besonderen Beliebtheit erfreut. Alle gehören noch dem 15. Jahrhundert an, doch darf nicht übersehen werden, dass bestimmte Stickmuster sich durch die Jahrhunderte wenig veränderten, wenn sie in bestimmten Stichen ausgeführt wurden, bei deren Verwendung die Struktur des Stoffes die Formen der Stickerei bestimmte.

Eine letzte auf der Auktion Meyer-am Rhyn erworbene grosse Leinenstickerei in weissem und blauem Leinenfaden auf ungebleichter Leinwand diente zweifellos kirchlichem Gebrauche. Sie stammt aus Luzern und dürfte um das Jahr 1500 entstanden sein. Ob sie als Altardecke, ähnlich wie ein Tischläufer, oder als Antependium oder als Rücklachen für einen Kirchenstuhl verwendet wurde, muss dahingestellt bleiben. Ihre Länge beträgt 257 cm, die Breite 52 cm (Abb. 11, 12).[14]) Von den fünf Medaillons enthalten die beiden seitlichen Paare die gewohnten Evangelisten-Symbole mit Spruchbändern, auf denen die Namen gestickt sind, ein mittleres das Lamm Gottes mit der Umschrift: „ECTE (ecce) ANGVS (agnus) DEIE (dei) QI (qui) TOLIS (tollis) BECATER (peccata) MVNDE (mundi) MISERERI (miserere) NOBIS.“ Zweifellos konnte die Stickerin nicht lesen, weshalb sie sich bei der Aneinanderreihung der Buchstaben fortwährend verschrieb. Das traf auch bei vielen Handwerkern zu, wenn sie Inschriften anzufertigen hatten. Alle Medaillons werden von schlankem Rankenwerk umrahmt.

Für die Aufzählung und Beschreibung der kleineren Erwerbungen, welche auf dieser Auktion gemacht wurden, fehlt hier der notwendige Raum. Es waren auch nur teilweise Erzeugnisse der Leinenstickerei.

* * *

Auch heute noch ist die Leinenstickerei in unserem Lande nicht ausser Gebrauch. Aber eine Bedeutung wie damals, als das blühende Flachsfeld noch im Winde wogte wie ein kleiner, blauer

[14]) Katalog Nr. 127, Taf. 15. Katalog der Landesausstellung in Zürich, 1883, S. 248, Nr. 70; Genf 1896, S. 345, Nr. 3712.

See, und die Hanffelder wie Zwergwälder zwischen den Getreideäckern standen, hat sie nicht mehr. Denn ehemals bepflanzte selbst der Städter mit den nützlichen Pflanzen sein kleines Stücklein Bürgerland. Nun hat die moderne Industrie neue Gewebe geschaffen, und bunte Garne mit frechen Farben haben den anspruchslosen Leinenfaden, geistlose Figuren die alte Fabelwelt verdrängt. Nur in der Mundart leben die alten Zeiten weiter, denn sie verbildlicht an mannigfachen Ausdrücken, welche der Leinwandbereitung von der Pflanze bis zum fertigen Stoffe entnommen sind, Zustände und Äusserungen unseres Geistes- und Seelenlebens, die deutlich genug beweisen, wie enge einst beide verbunden waren. Noch lebt der Reiche *wie de Vogel im Haufsome*, noch geht man mit dem, der *grüfflet* wird, zuweilen nicht viel feiner um, als mit den entwurzelten Hanfpflanzen, wenn man von ihnen die Samen entfernte (rüfflete). Noch *verottet* ein einzelner Mensch oder eine ganze Gesellschaftsklasse, wie die in den Wassertrog eingelegten Pflanzenstengel, wenn jene nicht zum Bessern ermahnt, diese nicht fleissig gewendet werden, und noch gleicht das Geplauder zungenfertiger Weiber dem *rätschen*, d. h. dem Brechen der Stengel. Auch wird heute noch nicht nur *gerätscht*, sondern auch von den Kindern *verrätscht*, und die Menschen werden *dureghächlet* wie die Hanffasern. Noch *het me wärch a de Chunkle, Chuder am Stecke* oder *i de Ohre*, und es werden *Fründschafte, Liebschafte und Feindschafte agspunne, G'schichte witergspunne* und schliesslich wird *e Sach abgspunne*. Wenn sie gut ist, dann *het si Fade*. Aber manchmal *verlürt* der Redner oder Erzähler *de Fade*, oder *er risst em* oder *got em verlore*. Wehe dem, der geistig *spinnt*. Noch gibt es *spindeldürre* Personen, und wie die Spindel am Spinnrad, so läuft manchem jungen Mädchen *'s Müli wie am Schnürli*, oder das Kind sagt seine Aufgaben in der Schule auf *wie am Schnürli*. Am Ofen *schnurrt, spuolet oder spinnt* die Katze. Passt die Spinnerin nicht auf, so entsteht *es Ghüder* und man wirft's *i Ghüderchratte*, und so heisst noch manche in Unordnung geratene Angelegenheit, aus der man sich nicht mehr herausfindet, es ist *e verhüdereti G'schicht*. Sagt ein Kind zu schnell auf, so *hasplet's abe*, und will man etwas ohne Überlegung vollbringen, so *gits e Hasplete*. Auch heute noch werden Verschwörungen *azettlet, 's Lebe*

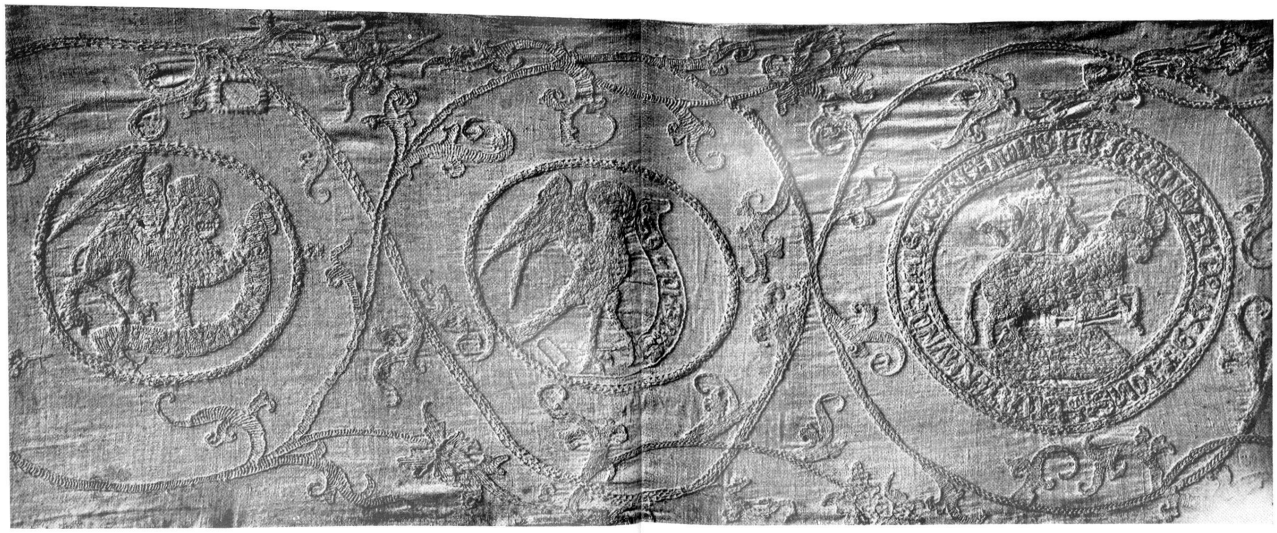


Abb. 11, 12. Leinwandstickerei. Um 1500.

wird abgwobe und Menschen und Dinge *werde under d'Luppe gno* und *es blibt ke guote Fade dra* wie manchmal, wenn der Ferger die Leinwand prüfte. Und zum Schlusse gibt es noch *fadeschinige Mönsche, fadeschinige Usrede* und *fadeschinige Arbet.*[15]) Aber auch diese Ausdrücke werden in dem Masse verschwinden, als man sie nicht mehr versteht, wie die alte schöne Technik der Leinwandstickerei mit ihren Fabelwesen.

[15]) Vergl. auch Ernst Zschokke, Leinwandbereitung in der Volkssprache, Aarauer Neujahrsblätter 1910, S. 46 ff.